

# Klaus Bartels

## Vom Leben der Wörter

### Gedenken an Helmut Engler (14.4.1926 - 25.10.2015)

Rektorat und rechtswissenschaftliche Fakultät der Universität Freiburg haben am 25. Oktober 2016 in einer Feier ihres ein Jahr zuvor verstorbenen Mitglieds *Helmut Engler*, ordentlicher Professor für Bürgerliches Recht und Zivilprozessrecht an der Universität Freiburg und von 1978 bis 1991 Minister für Wissenschaft und Kunst des Landes Baden-Württemberg gedacht. Sie haben sein wissenschaftliches Werk, vor allem seine Zeit als Wissenschaftsminister gewürdigt, in die etwa die Gründung der Berufsakademien (heute duale Hochschulen) fällt.

Helmut Engler war auch Minister für Kunst und so zuständig auch für Literatur. Deren Förderung war ein Schwerpunkt seiner Tätigkeit. Sinnbild dafür ist sein Engagement für die alten Sprachen im Rahmen der von ihm fast zwei Jahrzehnte geleiteten „Stiftung Humanismus heute“. Mit *Klaus Bartels*, dem Autor des nachfolgenden Beitrags, verband ihn in der Stiftung eine der Sprache gewidmete Freundschaft. *Engler* pflegte in seiner täglichen Arbeit sorgsam die Sprache und ging der Bedeutung von ihm (und anderen) gebrauchten Wörtern nach. Interesse für deren Leben war ihm eigen. Indem *OdW* den Beitrag von *Klaus Bartels* wiedergibt, möchte sie solches Interesse auch bei anderen in der Wissenschaft Tätigen neu wecken.

*Manfred Löwisch*

Wörter, einfach Wörter: Das ist die schlichteste Ware, die ein Philologe bringen kann: Die Wörter sind der Stoff, aus dem die Texte sind, von den lyrischen Gedichten bis zu den Gesetzestexten. Und sie leben darin ihr ureigenes verborgenes Leben. Nehmen wir nur gleich dies Wörtchen „Text“ beim Wort: Da erscheint hinter unserem „Text“ ein lateinisches *texere*, „weben“; da verwandelt sich der schwarzweisse „Text“ in ein aus den Kettfäden und Schussfäden der Wörter gewobenes farbiges „Gewebe“. Soweit wir sehen, hat Cicero als erster das Weben von den Textilien auf die Texte übertragen. Er schreibt an einen Freund: „In einer Privatklage gebrauchen wir eine eher fachliche, in einem politischen Prozess eine eher kunstvolle Sprache; einen Freundesbrief dagegen pflegen wir aus ganz alltäglichen Wörtern zu weben – lateinisch: *texere solemus* – oder wieder deutsch: zu texten“ (Briefe an Freunde 9, 21, 1).

Wortgeschichte: Zum einen Teil geht es da um Sprachgeschichte: um Sprachverwandtschaften und Lautgesetze, um den grossen Baukasten aus Präfixen vorneweg, Wortstämmen und Suffixen hinterdrein. Zum anderen Teil geht es da um Kulturgeschichte: um die so vollkommen menschlichen Lebenswege der Wörter durch die Zeiten und die Sprachen, ihre Bedeutungssprünge und Beziehungskisten, ihr Aufsteigen und ihr Wiederabsinken, ihr abenteuerliches Hakenschlagen querfeldein. Da gilt allemal, frei nach der lustigen Person im „Faust“: „Greift nur hinein ins volle Wörterleben! ... und wo ihr's packt, da ist's interessant.“

Und oft genug auch irritierend. Schlagen wir auf der Fährtsuche nach einer „Kanzlei“ oder einem „Kanzler“ im guten alten „Georges“ nach, so finden wir da unter dem Stichwort *cancellarius* zunächst ein Substantiv mit der Bedeutung „Türsteher“ oder „Kanzleidirektor“ und dann ein Adjektiv mit der Bedeutung „hinter Gittern gemästet“. Was in aller Welt hat das mit einem „Kanzler“ oder gar mit einer „Kanzlerin“ zu tun? Die „Gitter“ bringen uns auf die rechte Fährte. Ein „Lattenzaun mit Zwischenraum, hindurchzuschauen“, die Latten über Kreuz schräggestellt, hieß im Lateinischen *cancelli*, im Plural: „die Latten, die Schranken“. Daher kommt die Bezeichnung *cancellarius*, „der an den Schranken“, für den Gerichtsdienner, der zwischen dem Gericht und den Parteien vermittelte, Schriftsätze entgegennahm und Urkunden aushändigte, und daher rührt dann, nebenbei, das Qualitätsprädikat *cancellarii* für die hinter Gittern – in Käfighaltung – gemästeten Wacholderdrosseln.

Ein solcher *cancellarius* „an den Schranken“ zwischen Gericht und Parteien, Behörde und Publikum hatte im Sinne des Wortes eine Schlüsselfunktion inne. Von dem spätantiken *cancellarius*, „Bürochef, Kanzleichef“, im Dienst eines hohen Magistraten ist der Titel auf den mittelalterlichen kaiserlichen *kanzelaere* oder auch schon kurz *kanzler* übergegangen; auch der vermittelte ja sozusagen „an den Schranken“ zwischen Kaiser und Volk.

Die gleichen *cancelli* haben dann auch der „Kanzel“ in der Kirche den Namen gegeben: An der Schranke zwischen Chor und Schiff hatte das erhöhte Lesepult seinen Platz, von dem herab der Priester seine Predigt hielt. Die Kanzel ist sozusagen das Predigtstuhl „an den Schranken“. Und von der hohen Warte dieser Kirchenkanzel ist das Wort dann weiter auf die Aussichtskanzel hoch über Berg und Tal übergesprungen und schliesslich noch auf den Hochsitz der Pilotenkanzel hoch über der Startpiste.

Damit sind wir, scheint es, nun weit jenseits aller Lattenzäune und überhaupt aller Gitterwerke. Und doch nur solange, bis der Pilot da oben in seiner Pilotenkanzel eine kabelknabbernde Maus entdeckt und dann auf der großen Tafel in der Abflughalle plötzlich die anglolateinische Anzeige *Cancelled*, neudeutsch „gekänzelt“, erscheint: Das lateinische *cancellare*, eigentlich „kreuzweise vergittern“, bedeutete ja schon unter römischen Juristen soviel wie „streichen, tilgen“, entsprechend unserem „Ausixen“ auf der alten Schreibmaschine.

Familienverhältnisse, Verwandtschaftsverhältnisse: Da gibt es wie unter den Menschen, so unter den Wörtern nahe Bluts- und Stammverwandte, die sich so weit auseinandergelebt haben, dass sie nichts mehr voneinander wissen wollen. Wer denkt denn, aller augen- und ohrenfälligen Familienähnlichkeit zum Trotz, bei einem Bau-„Kran“ gleich an einen „Kranich“, griechisch *géranos*, dessen lautmalender Name schon in klassischer Zeit an die gleich langhalsigen und gleich laut krächzenden Bau- und Theaterkräne übergegangen ist? Wer denkt denn bei einem Bund knackiger Radieschen, wörtlich: „Würzelchen“, gleich an einen Links- oder Rechts-Radikalen, diese blindwütigen „Wurzelburschen“, die alles, was ihnen nicht passt, immer gleich mit der Wurzel ausreißen wollen?

Wo die Bedeutungsbezüge die Verwandtschaft nicht mehr erkennen lassen, werden die augen- und ohrenfälligen Familienähnlichkeiten – wie bei jenen „Texten“ und den „Textilien“ – nicht mehr wahrgenommen. Wer denkt denn bei einem „Konjunktur“-Aufschwung noch an die glückverheißende Planeten-Konjunktion, die Planeten-„Verbindung“ am Himmel, die ihn im Voraus angekündigt hat, oder bei einem „Konjunktur“-Rückgang an die grammatischen Konjunktionen vom Schlage eines „Wenn“ und „Aber“ oder an die irrationalen Konjunktive vom Schlage eines „Wäre da doch“ oder „Hätte ich doch“, die dann im Nachhinein zu hören sind? Wenn ein neues Fußball-Stadion aus der Projektierung in sein Planungs-Stadium eintritt, wechseln die Wörter auf der Schwelle ein fröhliches Augenzwinkern.

Und zugleich gibt es da, neben diesen verleugneten Bluts- und Stammverwandten, immer wieder bloße Doppelgänger, die einander täuschend ähnlich sehen, auch aufeinander Bezügliches bedeuten – und doch verwandtschaftlich nichts miteinander zu tun haben. So ist es, aller Sachbezüglichkeit zum Trotz, mit dem „Ball“, den der Stürmer in hohem Bogen ins Tor schießt, und der „Ballistik“, die derlei Geschossbahnen berechnen könnte: Da ist auf der einen Seite der prall aufgeblasene „Ball“ gleichen Stammes mit dem prall geschnürten Stoff-„Ballen“ und dem muskelgestaltigen, „mäuschen“-gestaltigen Hand-„Ballen“; und da ist auf der anderen

Seite die von dem griechischen Verb *bállein*, „werfen“, abgeleitete „Ballistik“ gleichen Stammes mit dem festlichen anderen „Ball“, auf dem die Tänzer ihre Arme und Beine herumwirbeln – als ob es da um die Flugbahnen außer Kontrolle geratener, quer durch den Ballsaal gewirbelter Tanz-Partnerinnen ginge.

Aus der „Atmosphäre“, einem neuzeitlichen, aus griechischen Elementen destillierten Retortenwort, weht uns nicht etwa ein germanischstämmiger „Atem“, sondern eine griechische *atmé* entgegen. Bei ihrem ersten Auftritt bei Hesiod (*Theogonie* 862) bezeichnet diese *atmé* einen sengenden, dörrenden „Gluthauch“ über der vom Blitz des Zeus getroffenen „brennenden, schmelzenden Erde“. Und später bei Aischylos (*Agamemnon* 1311) spricht die Seherin Cassandra von dem *atmós*, dem „Modergeruch“, der ihr aus dem Palasttor von Mykene „gleichwie aus einem Grab“ entgegenschlägt. Gluthauch und Moder: Was uns aus dieser zwei, drei Jahrtausende tiefen Lexikonspalte glutheiß und feuchtkalt in die Nase steigt, kann einem heute angesichts der aktuellen Klimaszenarien und Kassandrarufo ja schier den Atem verschlagen.

Vollends verwirrend wird das Vexierspiel dieser Doppelgänger, wenn das Kassationsgericht eine Geldstrafe kassiert und die Gerichtskasse dann nichts mehr zu kassieren hat. Bei einem Doping-„Test“ – eigentlich einer alchemistischen „Schmelztiegel“ –, der einem Radrennfahrer allzu männliche Testosteronwerte attestiert, haben wir es sogar mit einem wortgeschichtlichen Dreifachgänger zu tun, und bei dem super-männlichen Raser, dessen rasante, das heißt ja: alle Tempolimit-Tafeln wegrasierende Fahrt zu übler Letzt unterm grünen Rasen endet, haben wir noch einmal einen solchen veritablen Dreifachgänger vor uns.

Manchmal hilft das ungelehrte „Volk“ mit seinen wortdeutenden, sinnstiftenden „Volksetymologien“ einer solchen Beinahe-Begegnung noch ein wenig nach. Die Marmeltiere in den Bündner Bergen murmeln ja nicht mit dem Bergbach um die Wette. Darin stecken lateinische *mures montani*, „Bergmäuse“ von der kolossalen Art, die im Rätoromanischen einen tausendjährigen Winterschlaf gehalten haben, dann im Mittelhochdeutschen als kauderwelsche *mürmendin* erscheinen und sich schließlich zu ordentlichen „Marmeltieren“ gemauert haben – da konnte man sich bei dem Wort doch wieder etwas denken. Aber mit diesem „Sich-Mausern“ haben wir die Mäusewelt schon wieder verlassen – dahinter steckt ein lateinisches *mutare*; die „Maus“ der Vögel ist eine *mutatio vestis*, ein „Wechsel“ des Federkleids.

Nicht alles ist Griechisch oder Latein, was auf den ersten Blick antikisch aussieht. Es passte ja gut, wenn wir in dem klopfenden, stampfenden „Rap“-Sänger einen

homerischen Rhapsoden ausmachen dürften oder wenn wir diesen „Rap“ an dem von Cicero getadelten „rasenden, in seinem tollen Tempo unverständlichen Wortschwall“, dieser „*rapida et celeritate caecata oratio*“ (Brutus 264) festmachen könnten. Aber das sind Holzwege: Der „Rap“ ist germanischen Ursprungs, nichts als Lautmalerei für ein lautes Klopfen und Pochen.

Aber manches ist tatsächlich Griechisch oder Latein, was gar nicht mehr antikisch aussieht. Da ist zum Beispiel die „Brezel“, die ihre Herkunft von den erst griechischen, dann lateinischen *braccia*, den „Armen“, mit ihren butterbestrichenen Schultern und ihren kreuzweise übereinander geschlagenen Armen ja noch ganz anschaulich vor Augen stellt. Der Weg von den lateinischen *braccia* zu unserer „Brezel“ ist mit einem spätlateinischen *bracciatellum*, einer althochdeutschen *brezzitella* und einer mittelhochdeutschen *brezel* bestens ausgemalt.

Oder da ist der scheinbar so urdeutsche Dorf-„Weiher“: Darin steckt ein lateinisches *vivarium*, wörtlich: ein „Lebend-Becken“. In der Antike bezeichnete dieses *vivarium* die am Meeresstrand künstlich angelegten Salzwasserbecken, in denen Lucullus die auf Vorrat gefangenen Salzwasserfische bis auf Weiteres sich tummeln ließ; im Mittelalter bezeichnete dieses *vivarium* – oder dann, im Munde der nicht lateinkundigen Laienbrüder, der „Weiher“ – den klösterlichen Fischteich, in dem die Ordensbrüder die fetten Karpfen für die nächsten Fastenzeiten heranzüchteten.

In unserem „Grill“ verbirgt sich eine lateinische *craticula*, ein hölzernes „Flechtwerk“ oder ein eiserner „Grillrost“. Auf dem Grillrost der Wortgeschichte, auf dem Weg aus der alten in die neuen Sprachen, hat sich diese Neun-Buchstaben-*craticula* wie eine wirkliche Grillade zu unserem Fünf-Buchstaben-„Grill“ zusammengezogen, aber das Pünktchen auf dem „i“ genau in der Mitte dieses à point gebratenen „Grills“ ist noch ein Pünktchen blutige Antike.

Wer diesen weitverzweigten Familiengeschichten, diesen verschlungenen Wörterlebensläufen nachspürt, findet leicht Hundertschaften derart merkwürdiger solcher Wörterlebensläufe mit ihrem kunterbunten, beziehungsreichen Auf und Ab und Hin und Her durch die Zeiten und die Sprachen. Unsere Sprache ist ja unser urchinesisches Menschenwerk; da hat jedes einzelne Wort wie jeder einzelne Mensch sein eigenes Leben; da ist kein Wörterleben wie das andere, so wenig wie ein Menschenleben wie das andere.

Wenn die Schweizer Pfadfinder ihrem Stammführer mit einem kräftigen „B-R-A-V-O!“ für das Herbstlager danken, mögen diese Rufe allenfalls noch italienisch tö-

nen; aber was steckt alles hinter einem solchen „Bravo!“. Erst bei Homer die „barbarophonen“, lautmalend „bla-bla-bla-tönenden“ kleinasiatischen Fremden, bei denen die Griechen immer nur „Bahnhof“ verstanden; dann bei Herodot die im abschätzigen Sinne „barbarischen“ Perser mit ihrer aus griechischer Sicht unwürdig-herrischen, menschenverachtenden Königsherrschaft; dann in der frühen Neuzeit der italienische „Bravo“ im Sinne des kaltblütigen Killers und im Deutschen der tapfer für seinen Kriegsherrn dreinschlagende „brave“ Landsknecht; dann, mit dem alles umkehrenden Sprung von den kriegerischen Söldnertugenden zu den friedlichen Bürgertugenden, der eben gerade nicht dreinschlagende biederemännlich „brave“ Bürger, und dann zuletzt die begeisterten „Bravo!“-Rufe des Opernfans für den Helden-tenor und seine Bravourarie – welch ein Wörterleben über die Jahrtausende hinweg!

Ich erinnere mich noch, wie ich mir als junger Schüler einen „Erz“-Engel mit stahlblau schimmernden, metallisch klingenden Flügeln vorstellte. Beim Griechischlernen kam ich dann dahinter, dass dieser herrliche Erzengel, griechisch *archángelos*, wörtlich verdolmetscht einfach ein „Erster Engel“ ist; das griechische Verb *árchein*, das sich im „Architekten“, dem „Ersten Baumeister“, und in der „Archäologie“ noch prägefrisch erhalten hat, bedeutet „anfangen, der Erste sein, herrschen“.

Und ich erinnere mich noch an das Aha-Erlebnis, mit dem ich in unserem Hausarzt einen Chefarzt entdeckte. Der griechische Ehrentitel *archiatrós*, „Erster Arzt“, war den Leibärzten der hellenistischen Könige und den Stadtärzten der großen Metropolen vorbehalten, bis die Titelinflation in der Spätantike die Ärzte allesamt zu solchen *archiatroí*, lateinisch *archiatri*, aufsteigen ließ. Aber dann schnurrte im lateinischen Westen, wo derlei griechische Titel keine sprechenden Titel mehr waren, der viersilbige *archiater* zu einem althochdeutschen *arzat*, einem mittelhochdeutschen *arzet* und schliesslich zu einem einsilbigen „Arzt“ zusammen. Seit-her hat ein zweiter Beförderungsschub die Titelinflation wenigstens teilweise wieder ausgeglichen und neue „Chefärzte“, eigentlich ja schon „Chef-Chefärzte“ hervorgebracht. Das ist, wie wenn nächstens alle Ärzte in einem weiteren Inflationsschub zu Chef-Ärzten avancierten, alle diese „Chef-Ärzte“ allmählich zu „Schärzten“ zusammenschnurrten und ein dritter Beförderungsschub nochmals neue Chef-Schärzte, eigentlich dann schon „Chef-Chef-Chefärzte“ generierte.

Sie haben sich jetzt vielleicht an ähnliche wortgeschichtliche Aha-Erlebnisse erinnert. Ja wirklich? fragen wir uns da auf den ersten Blick, und Ja natürlich! sagen wir uns auf den zweiten Blick, und damit sind wir unver-

sehens an zwei echt Aristotelische Antiquitäten geraten. Dieses „wirklich“ und dieses „natürlich“: das sind, recht betrachtet, doch recht merkwürdige Wörter. Wenn einer mich ungläubig fragt, ob der „Skandal“ denn „wirklich“ nach dem fein justierten Stellholz in der Mausefalle heiße – was ist da eigentlich am „Wirken“? Und wenn ich ihm dann erkläre: Ja, „natürlich“, dieses fein justierte Stellholz heiße im Griechischen eben *skándalon*, und da lasse man besser die Finger davon – was hat das eigentlich mit der „Natur“ zu schaffen? Sehen wir uns hier nur jenes „wirklich“ etwas näher an – und dazu schalten wir jetzt 99 Sekunden Zoologie ein:

„Wirklich“ und „Wirklichkeit“: das sind Lehnübersetzungen aus dem griechischen Begriffspaar *dynamis* und *enérgeia*, lateinisch „Potenzialität“ und „Aktualität“, deutsch „Möglichkeit“ und „Wirklichkeit“, mit dem Aristoteles das alte Problem von Ei und Huhn wenigstens begrifflich hatte lösen wollen. Das Ei, erklärt Aristoteles, sei *dynámei*, „dem Entwicklungspotenzial nach“, lateinisch *potentialiter*, zu deutsch „möglicherweise“, ein Huhn, insofern als vielleicht einmal eines daraus werden könne; das ausgewachsene Huhn sei *energeíai*, „dem Am-Werke-Sein nach“, lateinisch *actualiter*, zu deutsch „wirklich, in Wirklichkeit“, ein Huhn, insofern als es nunmehr so recht hühnermässig werke und wirke – wobei dieses Werken und Wirken hier im Körnerpicken und Scharren, Eierlegen und Gackern besteht. Vom Misthaufen herab hören wir einen stolzen Hahn die schuldige Political Correctness anmahnen, und natürlich – hier wirklich „natürlich“ – zu Recht: Auch er ist mit seinem Krähen ja wirklich „am Werk“ und damit „wirklich“ ein Hahn.

Menschenkarrieren, Wörterkarrieren: Da gibt es neben derlei unwahrscheinlichen Abstürzen von der hohen Philosophie in die alltägliche Umgangssprache gerade so unwahrscheinliche Aufstiege, wie zum Beispiel den des griechischen Allerweltswörtchens *autós*, entsprechend unserem deutschen „selbst“, das im letzten Jahrhundert über das „Automobil“ und den „Automaten“ zu einem sprachlichen Leitfossil unseres technischen Zeitalters geworden ist. Wer im Deutschen sagt „mein Auto“, sagt griechisch ja buchstäblich „mein Selbst“ – und meint doch nicht sein eigenes, innerstes Selbst, an dem sein Selbstverständnis und sein Selbstbewusstsein hängt, sondern nur sein „Automobil“, sein ohne Pferde von Fleisch und Blut kraft eigener Pferdestärken selbstanfahrendes „Selbstbewegliches“.

Dieses „Auto-mobil“, vorne Griechisch, hinten Latein, ist ein zweisprachiges Zwitterwesen, wie im griechischen Mythos die Chimäre: „Vorne Löwe“, sagt Homer, „hinten Drache ...“ Kein Wunder, dass dieses zweisprachige „Auto-mobil“ seinen lateinischen Echsen Schwanz,

das „-mobil“, bald einmal abgeworfen hat; die Zoologen sprechen bei derlei Echsen von einer „Autotomie“, einer „Selbstverstümmelung“. Im nah verwandten Fall des „Omnibus“, dieses Automobils „für alle“, eines simplen Dativs Plural, hat umgekehrt der Schwanz den Rumpf, das „Omni-“, abgeworfen und ist seither als „Bus“ allein durch die Welt kutschiert. Aber nach dieser doppelten Autotomie ist es zu guter Letzt doch noch zu einem Happy End gekommen, als der griechische „Auto“-Rumpf und der lateinische „Bus“-Schwanz sich glücklich zu einem neuen griechisch-lateinischen Zwitterwesen, zum „Auto-bus“, vereinigten: Das ist eine echt automobiler Beziehungskiste.

Andere Wörter springen fröhlich sozusagen als Quereinsteiger von einem Lebenskreis zum anderen, von einer Bildlichkeit zur anderen:

So ist das griechische *kéntron*, eigentlich der „Stachel“ der Bienen und Wespen und der „Sporn“ der Hähne und der Reiter, in der Platonischen Akademie über die Spitze des Zirkels zum Fachwort für den Mittelpunkt, sozusagen den „Stachelpunkt“ des Kreises geworden und hat in der Folge über das lateinische *centrum* allen möglichen gar nicht mehr stacheligen, gar nicht mehr spitzigen Zentren, Centers und Zentralen den Namen gegeben;

so ist die ägyptische Königin Berenike II. über die ihr zu Ehren benannte ostlibysche Hafenstadt Berenike alias heute Bengási und einen wieder nach diesem Herkunftsort benannten Lack, lateinisch *veronice*, italienisch *vernice*, französisch *vernis*, englisch *varnish*, bei uns „Firnis“, unfehlbar Ehrengast bei allen festlichen Vernissagen geworden. Bei den Gemälde-Vernissagen des 19. Jahrhunderts legte der Künstler ja tatsächlich noch letzte Hand und schließlich letzten Lack an seine Bilder.

Lassen Sie sich anstecken von diesem philologischen, wortgeschichtlichen Spleen! Hinter dem englischen „Spleen“ steckt ja auch schon wieder Griechisches: ein pathologischer *splen*, in diesem Fall eine von fortgeschrittener Philologitis befallene „Milz“. In diesen Wortgeschichten zeigt sich die Sprache in ihrem ureigenen urmenschlichen Leben. Wie auf dem Ausgrabungsfeld die alten Steine und Scherben, so beginnen auf dem geschichtsträchtigen Boden der Sprache die alten und neuen Wörter zu sprechen und mit ihrer eigenen Geschichte überhaupt Geschichte zu erzählen.

Wenn wir die „Rakete“ nach ihrer Wortgeschichte fragen, so erinnert sie uns an die ferne Zeit, in der ein häuslicher Spinn-„Rocken“ um der bloßen äußeren Ähnlichkeit willen zuerst den chinesischen Feuerwerkskörpern und dann den amerikanischen „Apollo“-Mond-Raketen und den europäischen „Ariane-V“-Raketen seinen Namen leihen konnte. Und zu diesen „Ariane“-Ra-

keten kann ich Ihnen jetzt nach all dem Alten vielleicht noch etwas Neues sagen – und etwas, an dem Helmut Engler seine besondere Freude hatte.

Ariane, Ariadne – das ist doch die mit dem Faden, den Theseus beim Hineingehen in das Labyrinth abwickeln und dann zum Hinausfinden wieder aufwickeln sollte, dem „Ariadnefaden“, der seither zum alles und jedes vernetzenden „Leitfaden“ geworden ist. Mittlerweile gibt es hunderterlei nun nicht mehr gesponnene, sondern getextete, „gewobene“, solche „Leitfäden“ durch hunderterlei Labyrinth. Aber welcher Leitfaden leitet uns jetzt von der alten Ariadne auf Kreta zu der neuen „Ariane V“ auf Kourou? In einem Schweizer Fernseh-Magazin kam ich einmal mit einem leitenden Raketen-techniker auf Kourou zusammen, und der gab mir die folgende Erklärung: Zuerst sei mit dem europäischen Raumfahrtprogramm alles, aber auch alles schiefgelaufen; doch dann habe ein neuer Projektleiter nochmals ganz von vorne angefangen und die Sache vom Kopf auf

die Füße gestellt. Angesichts dieses Neubeginns habe die Europäische Raumfahrtagentur die Rakete dann nach der mythischen Ariadne benannt: „Die hat damals doch auch“, sagte er, „aber das wissen Sie ja viel besser als ich – die hat damals doch auch ihren hoffnungslos verknoteten Faden einfach mitten durchgehauen!“

Prof. Dr. phil. Klaus Bartels, geb. 1936, Philologe, lebt in Kilchberg bei Zürich.

Buchpublikationen: „Veni vidi vici. Geflügelte Worte ...“ (15. Auflage 2016) und ein „Lesebuch“ dazu: „Geflügelte Worte aus der Antike – woher sie kommen und was sie bedeuten“; die Wortgeschichtensammlungen „Wie Berenike auf die Vernissage kam“, „Wie die Murmeltiere murmeln lernten“, „Trüffelschweine im Kartoffelacker“, „Die Sau im Porzellanladen“; die Zitatensammlung „Jahrtausendworte – in die Gegenwart gesprochen“; die Inschriftensammlung „Roms sprechende Steine“ (4. Auflage 2012, sämtlich im Verlag Philipp von Zabern, Mainz/Darmstadt).

